

Beschreibung als Mittel der Erkenntnis – Die Kunst der Beschreibung *

Das Problem der Beschreibung ist wissenschaftlich bisher sehr vernachlässigt worden. Das ist um so erstaunlicher, als an der Notwendigkeit einer genauen und sorgfältigen Beschreibung kaum ein Zweifel bestand. Gegenüber allen willkürlichen begrifflichen Konstruktionen und auf unwissenschaftlichen Voreingenommenheiten beruhenden Erwartungen erhebt sich immer wieder die Forderung der empirischen Forschung, erst einmal genau zu beschreiben, was ist, und von da erst zu einer theoretischen Durchdringung fortzuschreiten. Die sorgfältige Beschreibung der zugrunde liegenden Tatsachen ist die notwendige Voraussetzung aller darauf aufbauenden Theorie. Was aber Beschreibung ist, wird dabei meist als unproblematisch vorausgesetzt. Sie erscheint als ein ziemlich einfaches Geschäft, das keine besondere Untersuchung erfordert. Die Beschreibung erscheint als die erste Stufe – oder besser als die Vorstufe des wissenschaftlichen Verfahrens, als die notwendige Voraussetzung, aber noch nicht als ein Teil der Wissenschaft selbst. Dabei wird meist übersehen, daß die Verhältnisse gar nicht so einfach liegen, daß die Beschreibung im Gegenteil ein sehr schwieriges, wenn auch erstaunlich wenig beachtetes Problem darstellt¹.

Um jetzt aber die Beschreibung schärfer zu fassen, müssen wir sie zuvor von anderen Formen sprachlicher Übermittlung (Information) unterscheiden, müssen wir nach guter alter phänomeno- [369/370] logischer Tradition zuvor das Wortfeld näher betrachten, in dem die Beschreibung steht, um in ihm dann die besondere Stellung des Beschreibens zu bestimmen. Beschreiben geht zunächst eng mit dem Schildern zusammen. Ich kann einen Gegenstand beschreiben oder auch schildern, etwa das Volksleben in einer fremden ausländischen Stadt. Aber wir spüren sofort auch den Unterschied: Die Schilderung soll lebhaft und farbig sein. In der Schilderung geht es um den Eindruck, den etwas auf mich macht. Das subjektive Moment ist dabei gar nicht auszuschalten, ja es ist das eigentlich Entscheidende. Die Schilderung hat von da her meist einen gewissen impressionistischen Charakter. Hier geht es um den Gesamteindruck, nicht um die Einzelheiten. Das Stimmungshafte soll dabei herausgehoben und dem andern mitgeteilt werden. Die Beschreibung ist demgegenüber viel objektiver. Es geht um die Sache, nicht um den Eindruck, den sie macht. Die Beschreibung ist durchaus sachlich eingestellt. Die Beschreibung soll weiterhin genau sein. Sie muß daher in die Einzelheiten gehen, die einzelnen Teile auseinanderlegen und wieder zum Ganzen zusammenfügen. So bestätigt sich das Zergliedern als notwendiges Moment der Beschreibung. Eine gute Bildbeschreibung z.B. begnügt sich nicht mit dem Gesamteindruck, sondern soll alles aufführen, was auf dem Bild zu erkennen ist. So forderte Dilthey, in einem einheitlichen Begriff zusammengekommen, eine „beschreibende und zergliedernde Psychologie“².

Deutlicher und differenzierter werden die Unterschiede, wenn wir zu zeitlichen Vorgängen, zu Geschehnissen übergehen. Die einfachste Form ist hier der Bericht. Man berichtet einem andern, was geschehen ist. Im Unterschied zur Beschreibung, zu der eine gewisse Ausführlichkeit gehört, um den Gegenstand deutlich vor Augen zu führen, soll der Bericht knapp, klar und präzise sein. Er soll dem andern Menschen eine für ihn notwendige Information übermit-

* Erschienen in der Zeitschrift „Universitas“, 31. Jg. 1976, S. 369-382. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Die überaus gründlichen Untersuchungen von Friedrich Kaulbach, Philosophie der Beschreibung, Köln-Graz 1968, verweisen in eine andere Richtung und können darum an dieser Stelle nicht unmittelbar weiterführen. Im pädagogischen Bereich ist auf die ausführliche Darstellung von Karl Schneider, Das Problem der Beschreibung in der Erziehungswissenschaft, Heidelberg 1971, zu verweisen.

² Wilhelm Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, in: Gesammelte Schriften. Band V. Leipzig 1924, S. 139 ff.

teln. In diesem Sinn gibt es einen Reisebericht, einen Tagungsbericht, einen Erfahrungsbericht usw. Im Unterschied zur Reisebeschreibung usw. kommt es hier auf die Ergebnisse an, die dabei erzielt sind.

Etwas anderes dagegen ist ein Protokoll. Das Protokoll notiert die einzelnen Vorgänge und hält sie für eine spätere Bearbeitung fest. Das Protokoll haftet am Einzelnen. Es soll grade nicht darüber hinausgehen, keinerlei Bewertungen aussprechen und [370/371] keine hypothetischen Verbindungslinien ziehen. Es soll die isolierten Fakten in ihrem unbearbeiteten Zustand wiedergeben. Das Protokoll ist abstandslos und unterscheidet sich dadurch vom Bericht; denn der Bericht setzt schon einen gewissen Abstand voraus. Er soll den ganzen Vorgang in einer geordneten Weise zur Darstellung bringen. Der Erfahrungsbericht z. B. stellt nicht eine Momentaufnahme der einzelnen Ereignisse dar, sondern zieht schon eine Summe aus ihnen. Ein Reisebericht, ein Forschungsbericht usw. bringt in der Zusammenfassung die Ergebnisse dieser Reise, dieser Forschung usw.

Wieder etwas anderes ist die Erzählung. Man fordert einen andern Menschen auf, zu erzählen, was er erlebt hat. Das geht manchmal eine Weile mit dem Bericht zusammen. Aber die Erzählung ist weniger sachlich. Sie kann ausschmücken, in behaglicher Breite bei den Einzelheiten verweilen. Die sachliche Wahrheit tritt dabei zurück. Die Erzählung muß nur fesselnd, spannend sein. Sie kann sich darum auch zur Kunstform entwickeln und sich dabei weit vom Boden der Tatsachen entfernen. Die Erzählung wird so zum dichterischen Gebilde und ist so die Grundform des Epischen.

Davon unterscheidet sich wiederum die Darstellung. Darstellen heißt im ursprünglichen Sinn: etwas vor sich hinstellen, und im übertragenen Sinn dann: etwas anschaulich zur Gegebenheit bringen, so daß es wie leibhaftig gegenwärtig erscheint und man es selber zu sehen glaubt. Das kann zunächst mit zeichnerischen oder malerischen Mitteln geschehen, aber das kann, was uns hier interessiert, auch in der Sprache erfolgen. Die entscheidende Qualität der Darstellung ist die Anschaulichkeit. Darstellen heißt, etwas zur leibhaftigen Gegebenheit bringen. Während im Bericht nur über etwas gesprochen wird, wird dies in der Darstellung, wenn auch in wiederholender Form, unmittelbar vorgeführt. So wird im Schauspiel eine Begebenheit dargestellt, und der Schauspieler stellt eine bestimmte Figur dar. Man spricht von einer Charakterdarstellung. Darstellen heißt immer zugleich verkörpern. Die Darstellung gibt ihren Gegenstand auf diese Weise unmittelbar im ganzen wieder, während die Beschreibung ihn erst langsam aus seinen Teilen aufbaut.

All das könnte natürlich noch sehr viel weiter entfaltet werden. An dieser Stelle sollte es nur dazu dienen, die sachliche, objektivierende Haltung der Beschreibung von andern, verwandten Tätigkeiten abzuheben. Wir können vielleicht die wichtigsten [371/372] Unterschiede dahin zusammenfassen: Die Schilderung soll lebhaft und farbig, die Darstellung anschaulich, die Beschreibung genau sein.

Um das Wesen der Beschreibung - auch im wissenschaftlichen Bereich - besser zu erfassen, gehen wir am besten von den Fällen aus, in denen sich im täglichen Leben selber aus einer bestimmten Situation heraus die Notwendigkeit einer Beschreibung ergibt. Solche Beispiele sind gar nicht so leicht zu finden, wie man zunächst erwarten könnte; denn im wirklichen Leben beschreibt man nicht aus bloßer Freude an der Beschreibung, sondern weil man damit einen bestimmten Zweck erreichen will. Man beschreibt immer etwas für einen andern, um diesem eine ihm fehlende Vorstellung zu vermitteln.

So beschreibt man etwa auf dem Fundbüro einen verlorenen Gegenstand, z. B. einen Koffer. Man entwirft ein Bild von ihm mit Angaben über Größe, Farbe, Gestalt, Material usw., das den Beamten in den Stand setzen soll, zu entscheiden, ob sich ein solcher Koffer unter den eingegangenen Fundsachen befindet. Die Angabe eines bestimmten Merkmals dagegen, ein Namensschild oder eine kennzeichnende Beschädigung, gehört nicht mehr zur Beschreibung.

Sie dient, wenn ein der Beschreibung entsprechender Koffer gefunden ist, zu dessen nachträglicher Identifizierung. Die Beschreibung, so können wir sagen, entwirft ein Suchbild, das den Beamten befähigt, nach dem vermißten Gegenstand Ausschau zu halten.

Ein anderer Fall wäre es, wenn ich einen mir unbekanntem und möglicherweise der deutschen Sprache nicht kundigen Menschen auf dem Bahnhof abholen soll. Die Beschreibung dieses Menschen entwirft ein Bild, das es mir erlauben soll, unter den ankommenden Fahrgästen diesen besonderen herauszufinden. Und wiederum ist es schon etwas anderes, als wenn ich dann, nachdem ich anhand der Beschreibung zu einer Vermutung gekommen bin, diesen bestimmten Menschen an einem bestimmten verabredeten Merkmal mit Sicherheit erkenne.

Eine Beschreibung beschreibt etwas, was ich aus eigener Anschauung kenne, einem anderen, der es nicht kennt, der es aber aus irgend einem Grund wissen möchte. Die Beschreibung, so sagten wir, entwirft ein Suchbild, mit dem der andere an die Wirklichkeit herantritt und das er dann in der Wirklichkeit identifiziert. Die Beschreibung kann aber auch unabhängig vom unmittelbaren praktischen Zweck dazu dienen, sich eine Auskunft über etwas Unbekanntes, das man nicht in Wirklichkeit vorführen kann, zu beschaffen. So beschreibt man etwa einem Fachmann einen unbekanntem Vogel, den man gesehen hat, und fragt ihn, was für einer es gewesen sein mag.

Aber auch ohne solche bestimmten Zwecke kann sich eine Beschreibung ergeben, einfach um die Wißbegier des Zuhörers oder Lesers zu befriedigen. Man beschreibt, was dieser nicht selber gesehen hat, aber gern sehen möchte oder vielleicht auch selbst nie sehen wird. So beschreibt ein Forschungsreisender die fremden Länder, die er gesehen hat. Es entwickeln sich Reisebeschreibungen, Lebensbeschreibungen berühmter Männer usw. Und damit ist zugleich der Ort gegeben, wo die Beschreibung ihre Funktion in der Wissenschaft erhält.

Wenn nun die Beschreibung eine Funktion im Aufbau der Wissenschaft übernehmen soll, ergeben sich neue und schwierige Fragen. Die Beschreibung, so sagten wir, soll etwas, was man selber gesehen hat, einem anderen übermitteln, der es nicht selbst gesehen hat. Diese Aufgabe bleibt grundsätzlich auch in der Wissenschaft erhalten. In der Beschreibung soll etwas, was zunächst der einzelne Forscher beobachtet hat, von der Bindung an dessen Person gelöst und zur Grundlage einer allgemeinen, nicht mehr an die Person gebundenen Behandlung gemacht werden. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer strengen Trennung zwischen dem beschriebenen Tatbestand und den Schlüssen, die daraus gezogen werden; denn die Schlüsse kann ein anderer kontrollieren, und über die Auffassungsverschiedenheiten kann eine sinnvolle wissenschaftliche Diskussion einsetzen. Die Beschreibung aber ist das Fundament dieser Diskussion, das zunächst dem einzelnen Beobachter blind geglaubt werden muß. Wo Zweifel auftauchen, kann sie gegebenenfalls durch einen zweiten Beobachter wiederholt und überprüft werden. Aber das ist nur in einem begrenzten Umfang möglich und ändert nichts an diesem grundsätzlichen Aufbauverhältnis. Beschreibungen sind überprüfbar durch den erneuten Blick auf die Wirklichkeit, Deutungen dagegen unterliegen der Prüfung durch das logische Denken. Insofern besteht der Satz zu Recht: „Am Beginn der wissenschaftlichen Arbeit steht die Beschreibung von Beobachtetem.“³ [373/374]

Wenn die Beschreibung aber diese Aufgabe im Aufbau der Wissenschaften übernehmen soll, dann muß sie bestimmten strengen Maßstäben genügen, denen sie im Gebrauch des praktischen Lebens nicht in demselben Maße unterworfen ist. So ergibt sich die Frage nach dem anzuwendenden Verfahren. Die Schwierigkeiten beginnen schon bei dem Verhältnis von Beobachtung und Beschreibung. Auf den ersten Blick scheint das Verhältnis ganz einfach: Die Beschreibung ist die sprachliche Fixierung des zuvor Beobachteten. Die aufmerksame Beobachtung kann als solche noch sprachfrei geschehen, und erst nachträglich tritt die Aufgabe der

³ Peter und Else Petersen, Pädagogische Tatsachenforschung. Besorgt von Th. Rutt. Paderborn 1965. Vgl. die Darstellung von K. Schneider, a. a. O., S. 36 ff.

angemessenen Wiedergabe des Beobachteten mit sprachlichen Mitteln hinzu. Es sind also zwei verschiedene Vorgänge mit verschiedenen Aufgabenstellungen. So heißt es auch bei Lochner in der Fortsetzung des angeführten Satzes: „Es ist dringend nötig, sich in der sprachlichen Darstellung solcher Beobachtungen unverdrossen zu üben, – denn es geschieht oft, daß zwar gut beobachtet, aber unzureichend beschrieben wird.“⁴ Und so müßte man den Satz verschärfen: Am Beginn der wissenschaftlichen Arbeit steht die Beobachtung.

Aber auch der Ansatz eines solchen Stufenverhältnisses wäre schon eine unzulässige Vereinfachung, und man muß hier schärfer unterscheiden. Nicht alles, was man beobachten kann, kann man auch beschreiben, und umgekehrt. Die Beobachtung bezieht sich ausschließlich auf zeitliche Vorgänge, bei denen ich unmittelbar gegenwärtig bin. Über ein vergangenes Ereignis kann ich berichten, ich kann es beschreiben, aber selbstverständlich nicht beobachten. Aber auch ein räumliches Gebilde, etwa einen Gebirgszug, der sich vor mir ausbreitet, kann ich genau betrachten und dann auch beschreiben, aber nicht beobachten. Die Beobachtung wird immer schon von einer bestimmten Erwartung geleitet. Man beobachtet immer etwas auf etwas hin. Der Posten beobachtet von einer Warte aus im Gelände die Bewegungen des heranahenden Feindes. Der Polizist beobachtet, wenn er Glück hat, den Dieb bei seinem Einbruch. Der Astronom beobachtet den Verlauf der Sonnenfinsternis, der Zoologe das Verhalten des Sticlings beim Nestbau usw. Die Beobachtung steht immer in einem bestimmten Rahmen und erfolgt nach bestimmten vorgegebenen Gesichtspunkten. Die Beobachtung bleibt dabei im Rahmen einer schon bekannten Welt; denn nur ein im [374/375] Prinzip schon vorher Bekanntes kann ich erwarten und dann, wenn es eintritt, auch in der Beobachtung verfolgen. Die Beobachtung führt nicht weiter ins Freie. Das geschieht erst in der Beschreibung.

Aber auch in der Wissenschaft spielt die Beschreibung, wenn man den Begriff in einem strengen Sinn nimmt, längst nicht die große Rolle, die man ihr gemeinhin zuschreibt. Nicht alles, was in der empirischen Forschung an planmäßigen Beobachtungen und sorgfältigen Messungen ihrer Theorienbildung zugrunde liegt, ist Beschreibung im eigentlichen Sinn. Im Gegenteil, das übliche wissenschaftliche Verfahren überspringt schon immer die Beschreibung, weil sie nach vorgegebenen Gesichtspunkten nur bestimmt ausgewählte Daten protokolliert.

Wir verdeutlichen das am besten am Beispiel der Physik, weil hier die Verhältnisse am übersichtlichsten zutage liegen. Der moderne experimentelle Physiker baut zu einem bestimmten Zweck eine Apparatur, mit deren Hilfe er bestimmte Messungen vornimmt (oder bedient sich einer schon fertigen Apparatur). Er vermißt beispielsweise das Linienspektrum eines chemischen Elements, bestimmt die Halbwertszeit einer radioaktiven Substanz usw. Sein Ergebnis ist eine Reihe von Zahlenangaben, mit deren Hilfe der Theoretiker dann weitere Schlüsse ableiten kann. Aber er kommt kaum je in die Lage, einen Vorgang wirklich zu beschreiben. Das wird von ihm auch gar nicht verlangt. Das ist in irgendeiner Vergangenheit geschehen, die ihn nicht mehr unmittelbar berührt. Er selber läßt sich auch keine Zeit dafür, weil er in seinem Drängen nach objektiven zahlenmäßigen Ergebnissen schon immer darüber hinaus ist. Um zu erfahren, was auch bei physikalischen Vorgängen eine Beschreibung leistet, muß man etwa in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften nachlesen. Sorgfältige Beschreibungen von Naturvorgängen finden sich in der Geschichte der Wissenschaften vorwiegend am Anfang der Entwicklung, wenn man mit einem gewissen Staunen neue Phänomene entdeckte, nicht aber im weiteren Fortgang, wenn sie schon selbstverständlich geworden sind.

Wer richtig beschreiben will, darf nicht hastig auf Ergebnisse hindrängen. Er muß sich Zeit lassen. Zur richtigen Beschreibung gehört eine Muße. Aber diese fällt dem heutigen Wissenschaftler schwer. Nur wenige vermögen sich ernstlich mit ihr abzugeben. Ja, man kann fragen, ob sie diese Aufgabe nicht mit Recht ablehnen, weil die Beschreibung, streng genommen, überhaupt [375/376] in den Bereich des vorwissenschaftlichen Denkens gehört und an Bedeu-

⁴ Rudolf Lochner, Deutsche Erziehungswissenschaft, Meisenheim/Glan 1963, S. 461.

tung verliert, je mehr die Wissenschaft an methodischer Strenge gewinnt, bis sie schließlich bei erreichter Mathematisierung ganz verschwindet, wie hier überhaupt die sprachliche Darstellung immer mehr an Wichtigkeit einbüßt. Hinzu kommt, daß die Beschreibung wenig methodisierbar ist. Man kann deshalb weiterhin fragen, ob die Beschreibung überhaupt ein erlernbares wissenschaftliches Verfahren ist oder ob sie nicht mehr der Kunst verwandt ist, die man nur üben, aber nicht lehren und lernen kann.

Sehr bezeichnend hieß es in dem angeführten Satz bei Lochner, daß es nötig sei, „sich in der sprachlichen Darstellung solcher Beobachtungen [das ist eben in der Beschreibung] unverdrossen zu üben“⁴; denn wissenschaftliche Verfahren kann man lernen und beherrscht sie dann, eine Kunst dagegen kann man nicht lernen, man muß sie unablässig üben. Daraus ergibt sich aber die weiterführende Frage, wie weit man ein so stark der Kunst verwandtes Verfahren in den Aufbau einer strengen Wissenschaft hineinnehmen kann.

Trotzdem bleibt bestehen, daß alle noch so sorgfältig angesetzte Beobachtung und Messung gewissermaßen „blind“ sind, wenn sie nicht geleitet sind von einer sorgfältig angesetzten Beschreibung, in der erst das Feld für die nachfolgende Beobachtung und Messung entfaltet wird. Allerdings liegt es im Gefolge der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, daß nicht jeder einzelne Forscher diese ganze vorgängige Arbeit selber geleistet haben muß; er kann auch auf dem ihm von andern schon vorbereiteten Feld einsetzen und so die ihm vorgegebene Fragestellung weiterführen. Wie weit das möglich ist, ist allerdings in den verschiedenen Wissenschaften verschieden. In der Physik, die wir als Beispiel herangezogen hatten, ist eine solche Arbeitsteilung sogar ganz natürlich, und sie wird es auch in andern Wissenschaften in dem Maße, in dem sie der mathematischen Behandlung zugänglich werden. Dabei ergibt sich aber die Gefahr, daß sich die Forschung zu weit von den in der Beschreibung vermittelten anschaulichen Gegebenheiten entfernt, und diese Gefahr wächst in dem Maße, wie sich der Stoff einer Wissenschaft der Mathematisierung entzieht. In der Pädagogik z.B. wäre der Verzicht auf die sorgfältige Beschreibung ihrer Phänomene schlechthin verhängnisvoll. [376/377]

Damit ergibt sich die Frage nach dem Verfahren einer methodisch geregelten Beschreibung. Wenn auch die Frage nach dem Ausmaß der hier erreichbaren wissenschaftlichen Strenge zunächst noch offen bleiben muß, so gibt es doch einige allgemeine Grundsätze, die wenigstens kurz berührt werden müssen, wenn sie auch auf der Hand liegen und kaum einer besonderen Erörterung bedürfen. Soweit es sich um räumliche Gegenstände handelt, wird die Beschreibung von einem zunächst nur kurz angedeuteten Ganzen zu den Teilen übergehen. Sie gewinnt Bestimmtheit, indem sie unterscheidend die Teile analysiert. Die Zergliederung ist, wie schon Dilthey hervorgehoben hatte, ein wesentlicher Zug jeder Beschreibung. Soweit es sich dabei um sinnvolle Zusammenhänge handelt, und das wird ja meistens der Fall sein, muß das Einzelne wiederum in seiner Funktion im Ganzen bestimmt werden. So darf die Beschreibung nicht bei den Einzelheiten stehen bleiben, sondern muß aus den Teilen wieder das Bild des Ganzen, nur jetzt in neuer Bestimmtheit, entstehen lassen. Bei räumlichen Gebilden ist das verhältnismäßig einfach. Aber bei zeitlichen Vorgängen gibt es kein im Anfang vorweggenommenes Bild, wie sich überhaupt bei den zeitlichen Vorgängen zusätzliche Schwierigkeiten einstellen. Hier muß man irgendwie mit dem Beginn des Geschehens einsetzen. Aber trotzdem muß auch hier die Beschreibung, im Unterschied zum bloßen Protokoll, über die chronologische Aufzählung der Einzelheiten hinausgehen. Sie muß auch hier so etwas wie ein „Bild“ des Ganzen entstehen lassen, und um dieses zu entwickeln, muß sie mit einem gewissen Vorgriff beginnen, der die einzelnen Momente in bezug auf das erst entstehende Ganze richtig zu verstehen erlaubt.

Aber nicht nur konkrete räumliche Dinge und zeitliche Ereignisse können Gegenstand einer Beschreibung sein, sondern auch allgemeine Phänomene des menschlichen Lebens (oder „Wesenheiten“, wie wir kurz sagen können, ohne das Wort in einem metaphysischen Sinn

festzulegen) können beschrieben werden. Erscheinungen wie Freude und Kummer, Neid und Mitleid, Furcht und Vertrauen usw., so wie sie uns auch in diesen Erörterungen immer wieder beschäftigt haben, entziehen sich der begrifflichen Definition, können auch nicht wie eine Sache vorgezeigt werden, sondern nur durch eine sorgfältige Beschreibung in den Blick gebracht und dadurch der systematischen Behandlung zugänglich gemacht werden. Hier hat vor allem die Phäno- [377/378] menologie mit ihren Forschungsmethoden neue Zugänge eröffnet. Besondere Schwierigkeiten ergeben sich aus der um der wissenschaftlichen Brauchbarkeit willen an die Beschreibung gestellten Forderung, ohne jeden theoretischen Vorgriff und ohne eigne Deutung nichts zu geben als eine reine, unvoreingenommene Beschreibung. Das scheint auf den ersten Blick sehr einfach und fast problemlos zu sein. Aber in der Durchführung erweist es sich als immer schwieriger, und es ergibt sich die Frage, ob eine solche „reine Beschreibung“, wie man sie anstrebt, überhaupt möglich ist.

Schon beim ersten Ansatz findet sich der Beschreibende, wenn er den ersten Eindruck genauer zu fassen versucht, einer ungeordneten Menge nebeneinander bestehender einzelner Tatsachen gegenüber. Er fühlt sich bedrückt von der Fülle der Einzelheiten und weiß nicht, wo er anfangen soll. Er muß versuchen, irgendwie eine Ordnung hineinzubringen oder besser: die in ihnen liegende Ordnung herauszuarbeiten. Die auf die Beschreibung angewiesenen Wissenschaften haben daher für den handwerklichen Gebrauch ein System von schematisierenden Regeln entwickelt, so die Kunstgeschichte für die Bildbeschreibung, angeordnet nach Vordergrund, Mittelgrund, Hintergrund usw., oder die Geographie nach Bodenform, Bewachsung, Bebauung usw. Aber das sind nur äußerliche Schemata, die dem Anfänger einen Anhaltspunkt geben, und es zeigt sich immer wieder, daß der sich von der Regel lösende unmittelbare Zugriff schneller und treffender an die Sache heranführt und alle schulmäßigen Regeln zerbricht. Aber damit macht sich wieder ein gewisses „künstlerisches“ Moment in der Beschreibung bemerkbar.

Je mehr aber die Beschreibung sich durch ein geordnetes Vorgehen über die subjektive Befangenheit zu erheben versucht, um so stärker wächst die Fragwürdigkeit der Forderung einer theoriefreien „reinen Beschreibung“. Selbst die einfachste Beschreibung bedient sich bestimmter Begriffe, mit denen sie ihren Gegenstand faßt, und in jedem dieser Begriffe ist von vorn herein ein bestimmtes Verständnis des zu Beschreibenden enthalten. Diese Bedenken gewinnen an Gewicht, je mehr man die Beschreibung zu systematisieren versucht. Insbesondere dort, wo die Wissenschaft zu allgemeinen Erkenntnissen vorzudringen sucht, muß sie zuvor eine Vielzahl von Einzelfällen beschreiben, um im Vergleich sodann das Gemeinsame herauszuheben. [378/379] Um aber die verschiedenen einzelnen Beschreibungen richtig vergleichen zu können, müssen sie schon in ihrer Durchführung auf Vergleichbarkeit hin angelegt sein, d. h. sie müssen sich derselben Begriffe bedienen. Und so entsteht für die wissenschaftlich brauchbare Beschreibung zuvor die Frage nach einem angemessenen Begriffsnetz (einem „Raster“), in dem man die einzelnen Tatbestände gewissermaßen einfangen kann. Aber damit verstärkt sich die Abhängigkeit der Beschreibung von einer vorgängigen theoretischen Grundlegung. Es wird immer schwieriger, die Dinge ohne systematischen Vorgriff so zu beschreiben, wie sie sich von ihnen selber her darbieten.

Damit aber scheint das ganze Aufbauschema: erst die theoriefreie reine Beschreibung der Gegebenheiten und dann, darauf aufbauend, die theoretische Deutung des so Beschriebenen, hinfällig zu werden. Die Beschreibung hängt ihrerseits immer schon von einem sie leitenden Verständnis und damit von einer sie leitenden (bewußten oder unbewußten) Theorie ab. Der Zirkelhaftigkeit unsres Erkennens ist auch auf diese Weise nicht zu enttrinnen.

Und dennoch behält die Forderung nach einer Trennung von Beschreibung und Deutung trotz dieser Schwierigkeiten ihr Recht. Zunächst ist daran zu erinnern, daß die Begriffe und überhaupt die ganzen Aufbauschemata, die die Beschreibung in geordnete Bahnen lenken sollen,

nur einen allgemeinen Rahmen festlegen, in den die Einzelzüge dann eingefügt werden sollen, daß aber über die inhaltlichen Bestimmungen innerhalb dieses Rahmens noch nichts vorweggenommen ist.

Wichtiger aber ist ein zweites: Je sorgfältiger die Beschreibung an ihren Gegenstand hingegeben ist, desto häufiger kommt es vor, daß die herangebrachten Schemata, die mitgebrachten Erwartungen in der Berührung mit der zu beschreibenden Wirklichkeit versagen, daß sie durchbrochen werden und so erst (also nicht schon im ersten Herangehen) die „reine Wirklichkeit“ aufleuchtet. Die große Kunst der Beschreibung besteht darin, hier wach zu sein für das unerwartet Neue, das sich vor ihr auftut und die mitgebrachten Schemata als unzulänglich erweist. Die „reine Wirklichkeit“, die es zu beschreiben gilt, steht also nicht am Anfang, so daß man nur zuzugreifen brauchte, um sie darzustellen, sondern ist nur in einer nachträglichen Korrektur des mitgebrachten Verständnisses zu gewinnen. Sie entsteht erst in der Beschreibung. [379/380]

Zweierlei ist an der Bemühung um eine sorgfältige Beschreibung besonders hervorzuheben. Das eine ist die Notwendigkeit einer aufmerksamen Beobachtung, wobei unter Beobachtung nicht wie im früher behandelten Fall der methodischen Forschung das von einer bestimmten Erwartung geleitete und von dieser auf einen engen Ausschnitt gerichtete Verfolgen eines Vorgangs gemeint ist, sondern ein nicht vorher fixiertes Offensein für das, was sich an nicht Vorausgesehenem zeigt. Um gut beschreiben zu können, muß man sehr genau hinsehen. Man muß auf alles achten, was man für gewöhnlich gar nicht bemerkt. Wo die Schilderung sich auf die Evokation eines Gesamteindrucks beschränken kann, muß man hier sehr viel genauer auf die Einzelheiten achten. Die Beschreibung hebt also das bisher Ungesehene und Unbeachtete heraus und macht es dadurch sichtbar. Das Beschreiben führt also zu einer ungeheuren Intensivierung der Beobachtung und Verfeinerung des Sehens, und zwar nicht nur bei dem, der selber beschreibt und durch diese Arbeit immer tiefer in seinen Gegenstand eindringt, sondern auch bei dem, dem als Zuhörer oder Leser diese Beschreibung zugänglich gemacht wird. Daran liegt es, daß man auch an der Beschreibung langbekannter Gegenstände eine so ungeheure Freude hat: Die Beschreibung zwingt, genauer hinzusehen, als man es bisher getan hatte und schließt den Gegenstand in einer ganz neuen Weise auf. Sie macht so das Altbekannte neu und interessant.

Das zweite erwächst aus der Schwierigkeit der sprachlichen Fixierung. Je genauer ich den Vorgang zu beschreiben versuche, um so schwieriger wird es, ihn mit Worten zu fassen, um so wichtiger wird es, die richtigen Wörter zu wählen, weil die sich im alltäglichen Sprachgebrauch anbietenden sich als unzureichend erweisen. Es ist ein beharrliches Ringen mit der Sprache. Aber eben darin geschieht etwas ganz Wesentliches. Es wird etwas herausgehoben, greifbar gemacht, was man vorher nicht oder doch nicht so gesehen hatte. Jetzt, in der Beschreibung, wird dies auch den andern vermittelt, so daß auch sie es sehen können. Darum ist das gute, sachlich an den Gegenstand hingeebene und um die sprachliche Wiedergabe bemühte Beschreiben eine wirklich schöpferische, Wirklichkeit sichtbar machende und Wirklichkeit vermehrende Leistung.

Schon ein einfaches Beispiel zeigt, wie wenig in der Beschreibung methodische Anweisungen nutzen. Man kann sich zwar die [380/381] Aufgabe in ihrer ganzen Problematik klar machen, und das gesteigerte Bewußtsein wird sich dann auch in der konkreten Arbeit als hilfreich erweisen. Im letzten aber bleibt die Beschreibung eine sich der strengen Reglementierung entziehende Kunst, in der man es nur dadurch zu einem gewissen Können bringt, daß man sie in unendlicher Geduld immer wieder übt. Nicht durch Zufall drängt sich auch bei dem so sehr auf Wissenschaftlichkeit bedachten Lochner der Begriff des Übens auf, wenn er die Notwendigkeit betont, „sich in der sprachlichen Darstellung solcher Beobachtungen unverdrossen zu üben“.

Diese Übung gehört, wie wir schon bemerkten, nicht zu den technischen Fertigkeiten, die man methodisch erlernen kann und über die man dann mit Sicherheit verfügt, um sie nach Bedarf als Mittel für einen Zweck einzusetzen. Die Beschreibung verlangt die äußerste Konzentration in der selbstvergessenen Hingabe, die darauf gerichtet ist, ohne über sie hinaus auf eine mögliche Verwendung hinzublicken, diese bestimmte Beschreibung zur höchstmöglichen Vollen- dung zu bringen. Das gelingt nur in der Gelassenheit eines heiter in sich ruhenden Gemüts. Jede vorwärts drängende Hast und jede verkrampfte Bemühung verhindern das Gelingen einer guten Beschreibung. Ja, man kann das Üben in der Kunst des Beschreibens gradezu als eine geeignete Methode der inneren Sammlung betrachten⁵.

Darum kann die Kunst des Beschreibens auch nicht zur Routine werden. Sie gleitet sofort ins Oberflächliche ab, wenn man sie zu können glaubt. Sie kann darum auch nicht einem andern „abgesehen“ werden, indem man darauf achtet, wie er es „macht“. Sie muß in immer neuer Hingabe jedesmal neu, als wäre es das erste Mal, geübt werden.

Aber damit verstärken sich die Bedenken, wie man ein so wenig methodisierbares, so nahe dem künstlerischen Schaffen vergleichbares Verfahren zur Grundlage eines wissenschaftlichen Aufbaus machen könne. Aber man muß sich überhaupt wohl von der vereinfachenden Vorstellung befreien, die das Verhältnis als eine Stufenfolge versteht, nach der die Beschreibung (der konkreten Gegebenheiten und ihrer allgemeinen Sinnhorizonte) die Grundlage wäre, auf der dann alle einzelne Beobachtung und Messung und dann die weitere theoretische Behandlung aufbauen könnte. Wohl muß jede Wissenschaft irgendwie [381/382] mit der Beschreibung ihres Gegenstands beginnen, aber damit ist das Geschäft der Beschreibung nicht abgetan, im Gegenteil, die Wissenschaft muß die Beschreibung immer wieder wiederholen, um die Angemessenheit der erzielten Ergebnisse zu überprüfen. Das ist etwas anderes als die Verifikation oder Falsifikation einer Hypothese, weil hier nicht mehr im Sinn einer geschlossenen Frage über die Richtigkeit oder Falschheit einer Annahme entschieden wird, sondern im Sinn der offenen Frage der ganze Ansatz erneut in Frage gestellt, möglicherweise erweitert und nötigenfalls auch berichtigt wird.

Die erneute Beschreibung lehrt also immer feiner und differenzierter zu sehen. Sie ist es, die durch immerwährende Bemühung, die neuen Erfahrungen immer genauer zu erfassen, die ganze Forschung lebendig erhält. Die immer neu ansetzende Beschreibung ist also das wissenschaftliche Gewissen, das zu immer bedeutsamerem Ansatz zwingt. Wir können sagen: Die immer feinfühligere ausgebildete an die Sache hingeebene Beschreibung ist das Medium, in dem sich die wissenschaftliche Arbeit immer wieder verjüngen muß. Sie allein erhält sie in immer neuer Nähe zum Gegenstand, sie hält sie wach und treibt sie unentwegt weiter; ohne sie verfällt alle Wissenschaft dem Leerlauf eines abstrakten Schematismus.

Die Beschreibung ist also nicht ein bloßes Vorstadium, das keine besondere Problematik enthält und über das die Wissenschaft, wie es heute vielfach angesehen wird, möglichst bald zu höheren Leistungen hinausgehen muß, sondern in ihr liegt der ganze Ernst der wissenschaftlichen Arbeit. Die Beschreibung ist die hohe Schule des differenzierten Sehens und Entdeckens. Sie deckt immer wieder die Unzulänglichkeit hergebrachter Vorstellungen auf und zwingt zu deren Revision. Immer neu die genaueste Beschreibung zu üben ist darum das einzige Mittel, durch das die Wissenschaft sich verjüngt und jung erhält.

Die Beschreibung ist also keineswegs ein im Grunde noch außerhalb der eigentlichen Wissenschaft liegendes Vorstadium, auf dem diese dann aufbauen kann, es besteht vielmehr ein zirkelhaftes Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit, und grade in der Beschreibung liegt die starke vorwärts treibende Kraft, die das Abgleiten in einen wissenschaftlichen Routinebetrieb verhindert, indem sie zu immer erneuter Selbstkritik zwingt.

⁵ Vgl. Otto Friedrich Bollnow, Übung als Weg des Menschen. „Universitas“. 29. Jahrg. 1974, S. 825-842.